

304. Hessisch/Mittelrheinisches Kolloquium des Konstanzer Arbeitskreises für mittelalterliche Geschichte (NF 12)

Marburg, 31. Januar 2014

Verena Epp, Marburg

Frühmittelalterliche Grabinschriften als „Statussymbole“

Epigraphische Quellen bilden quantitativ das größte Corpus an Schriftquellen für die Epoche der sog. Völkerwanderung. Der Vortrag stellte zunächst die vielfältigen demographischen, linguistischen, sozial- und mentalitätsgeschichtlichen Interpretationsmöglichkeiten von Grabinschriften vor. Deren Häufigkeit stieg zwischen 350 und 600 statistisch signifikant an, um danach ebenso rasch wieder abzufallen. Gleichzeitig wurde die Aufstellung von Grabinschriften zu einer exklusiven Angelegenheit der Oberschichten in den gentilen *regna*. Denn die enormen Kosten für die Errichtung von Grabsteinen waren in der Antike von Begräbnisvereinen solidarisch geschultert worden, jetzt mussten sie von den Angehörigen allein aufgebracht werden. Die Bestattung eines Verstorbenen unter Verwendung einer Grabplatte mit Inschrift löste seit dem 5. Jh. diejenige in einem Sarkophag als Mittel sozialer Distinktion ab.

Der bisher vorwiegend quantitativen Untersuchung der Grabinschriften wurde eine exemplarische Analyse von Versinschriften aus unterschiedlichen Regionen vom Westgotenreich über Italien und Nordafrika bis nach Gallien an die Seite gestellt, die vom Gattungsvorbild Papst Damasus (366-384) über Sidonius Apollinaris (ca. 430/3-469/86) und Venantius Fortunatus (vor 540-600) bis zu Luxurius von Karthago (6. Jh.) und Eugenius von Toledo (646-657) reichten. Dabei zeigte sich, dass sich Haltung und Werte, die an geistlichen und weltlichen Verstorbenen memoriert wurden, durchaus unterschieden. Adlige Abstammung, wichtige Ämter, Reichtum und Kampfestüchtigkeit auf der einen sowie hohe Bildung, Sorge für die Schwachen, Kirchenbau und -erneuerung sowie Freikauf von Kriegsgefangenen aus Kirchenvermögen, persönliche Frömmigkeit und Begabung für den Kirchengesang standen einander in den *laudationes* gegenüber. Je später je weniger wurden Versatzstücke aus Vergil oder Martial weiterverwendet oder ein *cursus honorum* referiert. Als lobenswert hervorgehoben wurden nicht mehr so sehr die auf die Öffentlichkeit bezogenen *virtutes* wie z.B. Redegabe, sondern christliche Werte, die das Auskommen mit Mitmenschen betrafen, wie insbesondere Vermittlung in Konflikten und Friedensstiftung. Allmählich traten christliche Motive auch in den Bildprogrammen der Epitaphien in den Vordergrund, Auferstehung und Erlösung wurden zum Thema, freilich ohne dass der Todestag als dies *natalis* schon regelmäßig erinnert wurde. Vor allem aber: ein neuer Adel des geistlichen Verdienstes trat neben, aber nicht an die Stelle des erbten Status.

Jörg Rogge, Mainz

Edward I. und die schottische Thronfolge 1286/92

In einer dunkeln und stürmischen Märznacht im Jahr 1286 stürzte der schottische König Alexander III. von seinem Pferd, fiel über eine Klippe und brach sich dabei das Genick. Dieser Unfall war nicht nur für den König persönlich tragisch, sondern hatte auch zur Folge, dass eine Situation der politischen Unsicherheit entstand, denn Alexander III., der 36 Jahre regiert hatte, hinterließ keinen regierungsfähigen Nachkommen. Dieses tragische Ereignis hatte zur Folge, dass in den Jahren nach 1286 mehrere Ordnungen bedroht waren: die innere Ordnung Schottlands samt Sicherung des Friedens einerseits und die Ordnung auf der

Insel, die ein selbständiges und unabhängiges Königreich Schottland umfasste. Diese beiden Bedrohungen sollten sich eng miteinander verschränken.

Edward I. von England wurde von schottischen Bischöfen eingeladen, als Schiedsrichter den Thronfolgestreit zu entscheiden. Er hat diese Situation jedoch zu seinen Gunsten nutzen können und sich von den schottischen Thronprätendenten die Oberlehenherrschaft anerkennen lassen. Danach ließ er ein geordnetes Verfahren ablaufen, das als die „Great Cause“ bekannt ist. In diesem Verfahren wurden die Ansprüche der Thronprätendenten von einem Gremium (104 Auditors) geprüft und zusätzliche Rechtsgutachten eingeholt. Das Gremium der Auditors stimmte über die einzelnen Bewerber ab, Edward I. behielt sich jedoch die letzte Entscheidung vor. Aus diesem Verfahren, mit dem es gelungen war, den Frieden in Schottland zunächst zu sichern, ging schließlich im November 1292 John Balliol als König hervor.

Paul Srodecki, Gießen

Schild der cristenheit vs. scutum christianitatis. Der Traktatenstreit zwischen dem Deutschen Orden und dem Königreich Polen im Zeitalter des Konziliarismus

Die allegorische Darstellung des eigenen Landes als *antemurale* bzw. *scutum Christianitatis* ist ein europäisches Phänomen, das beinahe überall dort anzutreffen ist, wo das abendländisch-lateinische Christentum an andere Kulturregionen, wie etwa die islamische oder orthodoxe, angrenzte. Vor allem in Ungarn, Polen und Kroatien, aber auch im Mittelmeerraum, auf der Iberischen Halbinsel und im Baltikum bildete sich seit dem ausgehenden Mittelalter eine Topik heraus, die jeweils das eigene Land die eigene Gemeinschaft zu einer/m „Vormauer/Schild der Christenheit“ – säkularisiert dann zu einer/m „Vormauer/Schild Europas – stilisierte.

Die rhetorischen Wurzeln dieser Topik reichen bis in die Mitte des 13. Jahrhunderts zurück, als im Zusammenhang mit den Mongoleneinfällen und dem Heidenkampf im Preußenland und dem Baltikum sowohl vom Heiligen Stuhl als auch von den Adressaten der päpstlichen Kreuzzugspropaganda in Polen, Ungarn und dem Deutschordensstaat allen drei Akteuren an den *fines christianitatis* Schlüsselrollen als Verteidiger des Christentums zugeschrieben wurden. Ab dem 14. Jahrhundert wich der vage Grenzraumbegriff allmählich den aus dem militärischen Wortschatz entliehenen Allegorien zur Umschreibung der christlichen „Vorposten“ (*scutum, clipeus, arx, fortalitiu(m), praesidiu(m), murus, munimen[-tum]*) oder die am weitesten verbreiteten Termini *antemurale* und *propugnaculum*).

Der Deutsche Orden zählte hierbei zweifelsohne zu den Pionieren der Vereinnahmung des Bollwerks (oder besser: Schild-) Motivs zur autostereotypen Beschreibung und zugleich Legitimierung seiner glaubensverteidigenden Existenz. Mit ihrem machtpolitischen Streben nach einer unabhängigen Territorialherrschaft entwickelten die Deutschritter behutsam über einen Zeitraum von knapp zwei Jahrhunderten das Bild des Ordens als *vester schilt der cristenheite* (seltener: *munimen* bzw. *propugnaculum christianitatis*). Die Grundlagen für die Selbst- wie Außenwahrnehmung als glaubensverteidigende Vereinigung schöpfte der Orden aus der hochmittelalterlichen Kreuzzugsideologie. Nicht von ungefähr bildete die Berufung auf die neutestamentarische *scutum fidei*-Formel des Paulus von Tarsus, auf die sich auch seltener die Templer und Johanniter beriefen, den Kern des Autostereotyps der Ordensritter, die in sich die vollkommene Vereinigung des Klerikalen mit dem Militärischen sahen. Im 13. und frühen 14. Jahrhundert noch okkasionell eingesetzt, erlebten die Schild-Allegorien des Deutschen Ordens um 1400 eine spürbare Zunahme.

Vor allem im Vorfeld und während des „Großen Krieges“ 1409–1411 wie auch in den daran anschließenden diplomatischen Auseinandersetzungen mit Polen auf den großen Konzilien der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts berief sich der Orden immer mehr auf sein glaubensverteidigendes Selbstbild. Während die polnischen Gesandten in Konstanz noch sporadisch ihren König Władysław Jagiełło als *fidei nostre religio-*

nis inexpugnabile scutum vor der Konzilsöffentlichkeit verteidigten, bedienten sich Ordensdeputierte wie Peter von Wormditt, Ardicino della Porta de Novara oder Andrés Dias de Escobar im großen Stil der erprobten Schildallegorien, aber auch erstmals zahlreicher expliziter Bollwerkszuschreibungen. Della Porta de Novaras Stilisierung des Deutschordensstaates als *murus et antemurale pollens et propugnaculum tocius christianitatis* in seinem 1417 verfassten Traktat auf dem Konzil zu Konstanz kann hier als ein zukunftsweisender Scheidepunkt für die Bollwerksrhetorik gelten: Im 15. Jahrhundert gewannen ausdrückliche, aus dem Befestigungswesen entlehene Bollwerksallegorien zu Ungunsten der zuvor beliebteren Schildallegorien und der nicht klar umrissenen Grenzraumstilisierungen spürbar an Popularität.

Die Auseinandersetzungen auf den Konzilien sollten sich indessen auch für die polnische Bollwerkstopik späterer Dekaden als konstitutiv erweisen. Waren die meisten polnischen Vertreter auf den Konzilien noch in erster Linie bemüht, die vom Orden gegen den Neophyten Władysław Jagiełło vorgebrachten Vorwürfe zu widerlegen und den polnischen König als *athleta Christi* oder *princeps catholicus* darzustellen, so erschienen mit Andrzej Łaskarz in Konstanz und später Mikołaj Lasocki in Basel bereits zwei polnische Diplomaten, die die mit dem Moment der Glaubensverteidigung spielende Argumentation des Deutschen Ordens adaptierten und auf Polen übertrugen. Auch wenn bei beiden noch explizite Bollwerkszuschreibungen fehlten (Łaskarz benutzte immer wieder die *scutum fidei*-Formel), so können doch beide zu den Wegbereitern der während der späteren Jagiellonenzeit rapide einsetzenden Einbindung einschlägiger Bollwerksallegorien in die Rhetorik der polnischen Diplomatie gezählt werden: Sowohl Łaskarz als auch Lasocki zeichneten das Bild der von Glaubensfeinden bestürmten *christianitas*, die einzig durch Polen vor dem Untergang bewahrt werde. Lasocki hatte darüber hinaus – parallel zu Enea Silvio Piccolomini – die *angulus*-Theorie, d. h. die für die Türkenreden der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts so essentielle Vorstellung eines von seinen Gegnern in den Winkel gedrängten Abendlandes, in seine Reden und Schriften eingebaut. Zudem konnte die zugrundeliegende Untersuchung (die abgeschlossene Gießener Diss. des Referenten („*Antemurale Christianitatis*. Zur Genese der Bollwerksrhetorik im östlichen Mitteleuropa an der Schwelle vom Mittelalter zur Frühen Neuzeit“) mit dem Schreiben Martins V. aus dem Jahr 1422 eines der frühesten Zeugnisse einer ausdrücklichen Bollwerkszuschreibung in Bezug auf Polen vorlegen. Die päpstliche Stilisierung Polens zum *firmissimum propugnaculum christianorum* greift somit der in den Długosz-Annalen niedergeschriebenen Hieronymus-Lando-Anekdote, die bisweilen von der polnischen Geschichtsforschung als ältestes Polen attribuiertes Bollwerkszeugnis angesehen wird, um ganze vier Jahrzehnte voraus.